

Maïmouna
Obot

MEIN LEBEN FÜR DIE HEXENKINDER

Berufen zu den verstoßenen Kindern Nigerias

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2022 SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben,
folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002
und 2006 in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.

Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart
Titelbild und Autorenfoto: Stefan Bukovsek, Stuttgart
Bildteil: © Obot, Maimouna Obot
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6093-3
Bestell-Nr. 396.093

INHALT

Prolog	7
1 Wie alles begann	9
2 Im Heim der Hexenkinder	25
3 Hope	45
4 Ich bleibe dran	59
5 Joy	77
6 Fundraising	103
7 David	113
8 Es geht los	133
9 Nsembo	151
10 Wie im Mittelalter	179
11 Christopher	199
12 Hexenverfolgung heute – in Europa	217
13 Promise	225
Epilog	247

1 WIE ALLES BEGANN

Don't waste your life! – Vergeude nicht dein Leben! Dieser Satz verfolgt mich. Es ist der Titel eines Buches von John Piper, einem amerikanischen Theologen. 2008 las ich es zum ersten Mal. Über die Jahre verblassten die einzelnen Details der Kapitel. Doch im Gedächtnis blieb mir der flammende Appell, dieses einzigartige Leben, das mir geschenkt worden war, nicht zu verschwenden, sondern so zu leben, dass mehr davon übrig bleibt als nur ein ökologischer Fußabdruck.

Don't waste your life! Der Buchrücken klagt mich an, fordert mich heraus, motiviert mich. Er zieht mit mir von Stuttgart nach Barcelona, Amsterdam, Köln, Kaiserslautern, dann nach München, Lübeck, Bonn und wieder zurück nach Stuttgart. Schreit, mahnt und wartet darauf, dass ich endlich etwas tue.

Eine Vorstellung davon, wie für mich konkret die Nichtvergeudung des Lebens aussehen sollte, hatte ich nicht. Aber ich war mir sicher, dass Gott mir früher oder später zeigen würde, was ich tun sollte.

Nach dem erfolgreich bestandenem Zweitem Juristischen Staatsexamen hatte ich mich im Januar 2012 beim Bundesverfassungsschutz beworben. Deutschland zu beschützen, gegen die Feinde

der freiheitlich demokratischen Rechtsordnung zu kämpfen, das wäre doch etwas! Damit würde ich mein Leben garantiert nicht vergeuden, sondern sinnvoll für meine Heimat einsetzen!

Aber es kam anders: Das Bundesverwaltungsamt in Köln wollte mich gerne als Referatsleiterin einsetzen und so kam ich vom unteren Ende der Auswahlliste des Bundesverfassungsschutzes auf den ersten Platz der Bundesverwaltungsamts-Liste. Sie würden mich auch sofort verbeamten. *Jackpot*, dachte ich mir. Und so trat ich im Juli 2012 meinen Dienst in der Bundesverwaltung an. Ich konnte Deutschland schließlich auch als gute Verwaltungsjuristin dienen.

Doch die Realität des Behördenalltags holte mich schnell ein: Mobbing, Klüngeleien und Ränkespiele waren an der Tagesordnung. Es ging immer nur um die nächste Beförderung, die nächste Wahl, selten aber um die Sache und um Deutschland. Für mich war es definitiv nicht der richtige Platz. Ich handelte naiv sachorientiert und besaß kein Talent dafür, die verschiedenen Zwischentöne zu deuten, mit denen meine Gegenüber ihre wahren Absichten kundtaten.

Macht nichts, dachte ich mir pragmatisch, *neue Stadt, neues Glück. Es kann nicht überall gleich sein*. Und so bewarb ich mich weg in der Hoffnung, auf diese Weise meinem Dasein seine Existenzberechtigung zu verleihen. »Herr, bitte gebrauche mich!«, war mein Gebet. »Egal wie, aber lass mich nicht sinnlos vor mich hinleben.«

Hexenkinder

»Mai, das musst du dir unbedingt anschauen!« Bea hält sich heute nicht mit dem üblichen Begrüßungsprozedere auf. »Komm schnell, das beschäftigt mich schon den ganzen Nachmittag!« Es ist das

Jahr 2015 und ich bin zu Besuch in Barcelona, meiner einstigen Wahlheimat auf Zeit. Bea läuft ins Wohnzimmer und schiebt mit einem Fuß im Vorbeigehen gekonnt Barbies aus dem Weg, die ihre drei Töchter als strategische Stolpersteine über den Boden verteilt haben.

Bea und ich kennen uns seit 2008, als ich nach meinem Ersten Juristischen Staatsexamen für fünf Monate ein Anwaltspraktikum in Barcelona absolviert hatte. Gleich am ersten Sonntag waren wir uns im Gottesdienst der baptistisch-reformierten Kirche in Sant Andreu begegnet und waren uns auf Anhieb sympathisch gewesen. Beas Eltern waren in den Siebzigerjahren aus dem spanischsprachigen Guinea-Äquatorial nach Spanien emigriert. Bea und ihre drei Geschwister waren wie ich als Schwarze in einer weißen Mehrheitsgesellschaft aufgewachsen. Wir teilen dadurch viele ähnliche Erfahrungen mit Rassismus und Ausgrenzung und verstehen einander oft blind. Während der folgenden drei Jahre, in denen ich immer wieder für einige Monate in der katalanischen Hauptstadt wohnte, waren wir wie Schwestern geworden und wohnten Tür an Tür im *Torre Santa*, dem *heiligen Turm*, wie wir scherzhaft unser Hochhaus nannten, da insgesamt vier Etagen von Mitgliedern unserer Kirchengemeinde bewohnt wurden.

»Setz dich!« Bea schiebt mir einen Stuhl hin und setzt sich selbst an den Wohnzimmertisch vor ihr Tablet. »Es ist einfach unglaublich! Wir müssen etwas tun!« Bea dreht den Bildschirm zu mir hin, klickt auf *Play* und ein Youtube-Video wird abgespielt. *Saving Nigeria's Witch Children* ist der Titel einer Dokumentation der britischen BBC.¹ Der Reporter berichtet von Unfassbarem: In Nigeria würden

¹ Siehe: https://www.youtube.com/watch?v=ooXBMU_06vg (zuletzt aufgerufen am 26. 3. 2021).

Kinder zu Hunderten der Hexerei angeklagt und dann ausgesetzt, gefoltert oder gar getötet.

Die aktuelle Verfolgungswelle habe ihren Ursprung in den Predigten von Pastoren aus dem pfingstlich-charismatischen Bereich. Sie predigten, dass viele Kinder in Wahrheit Hexen seien, deren einziges Ziel es sei, ihre Familie und die Gesellschaft zu zerstören. Die Furcht vor Hexen habe aber inzwischen alle christlichen Gruppierungen erfasst und versetze die gesamte Bevölkerung in Angst und Schrecken. Die Menschen glaubten, sie würden gottesfürchtig handeln, wenn sie als Hexen gebrandmarkte Kinder verstießen. Oftmals würden die Eltern aber auch gezwungen, ihr Kind zu verstoßen, um nicht selbst aus dem Dorf vertrieben zu werden und den Lebensunterhalt der gesamten Familie zu zerstören.

Immer wieder kommen in dem Bericht selbst ernannte »Geistliche« zu Wort, die ihre kruden Thesen mit aus dem Kontext gerissenen Bibelzitaten unterlegen. Die Reporter berichten, dass die »Hexenkinder« keine Lobby hätten und die allerwenigsten sich trauten, ihnen zu helfen. Nur wenige der Kinder würden Zuflucht in Kinderheimen finden. Eines von ihnen wird in der Dokumentation porträtiert.

Ich bin schockiert: Wie kann jemand aus der Bibel, die mir und Millionen anderen zum Buch des Lebens geworden ist, ein Buch des Todes machen? Gibt es niemanden, der sich diesen »Pastoren« entgegenstellt und sie Lügen straft? Und warum macht die Bevölkerung dabei mit?

»Wir müssen etwas tun!« Energisch klappt Bea das Tablet zu.

»Hä?« Verwirrt schaue ich sie an.

»Wir müssen etwas tun! Wir sind Christen und wir kennen die Bibel. Wir wissen, dass das, was dort gepredigt wird, nicht der

Wahrheit entspricht. Das sind falsche Propheten!« Bea spricht wie ein Maschinengewehr und ich habe Mühe, ihr zu folgen.

»Und wer ist ›wir‹?«, frage ich.

»Du und ich natürlich!« Bea springt plötzlich wie von der Tarantel gestochen hoch und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. »Die Mädchen! Ich habe ganz die Mädchen vergessen!« Wir haben mit der einstündigen Doku die Zeit verdaddelt und beinahe vergessen, Beas Töchter von der Schule abzuholen. Wir beeilen uns sehr und so verläuft zumindest der zweite Teil des Nachmittags wie geplant: Ich mache allen drei Mädchen aufwendige Flechtfrisuren und wir schauen nebenher Disneys *High School Musical*. Zwischen Haare flechten, Karaoke singen und drei drei- bis neun-jährigen Mädchen, die abwechselnd um meine Aufmerksamkeit buhlen, können Bea und ich den abgebrochenen Gesprächsfaden nicht wieder aufnehmen. Mir ist das recht, denn ich will die Sache auf sich beruhen lassen.

Niemals Nigeria

Nichts ist mir fremder als die Heimat meines Vaters und nichts zieht mich dorthin. Nigeria – noch so ein Land, in dem ich aufgrund meiner Hautfarbe sofort als »fremd« abgestempelt sein würde und nie einfach in der Masse untertauchen könnte. Nein, lieber reise ich nach Lateinamerika, wo alle meinen Hautton haben und ich mit meinem fast akzentfreien Spanisch oft als Einheimische durchgehe. Nigeria. Nein, da würde ich mich zwar mit Englisch verständigen können, aber da ich weder Pidginenglisch noch eine der anderen über zweihundert Sprachen Nigerias spreche, würde ich

oft nicht verstehen, was um mich herum vorgeht. Und in ein Land zu reisen, in welchem ich der lokalen Sprache nicht mächtig bin, verstößt gegen meine mir selbst auferlegten Sicherheitsvorkehrungen. Zu riskant. Nein, Beas »wir« bezog sich sicher nicht auf mich.

Am folgenden Tag ruft Bea mich an. »Ich kann einfach nicht aufhören, daran zu denken. Was sie den Kindern dort im Namen Gottes antun, ist unfassbar! Mai, ich muss was tun! Wir MÜSSEN etwas tun!«

Ich kann hören, wie Beas Stimme bricht. Wird sie jetzt etwa anfangen zu weinen? »Bea, schau, die Dokumentation ist von 2009. Wer weiß, vielleicht hat sich die Situation ja schon verbessert. Immerhin hatten Millionen Menschen die Möglichkeit, das zu sehen und etwas zu tun.«

Bea antwortet mit fester Stimme: »Mai, natürlich haben viele Menschen das gesehen, aber nicht alle wissen das, was wir wissen. Und nicht alle sind Christen! Wir haben alles in der Hand, was es braucht, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten.«

Langsam verstehe ich: Das »wir«, von dem Bea redete, dieses »wir« bezieht sich auf die Kirche. Kirche im Sinne von Glaubensgemeinschaft, nicht im Sinne von steinerner Kathedrale. Als Ankläger der Hexenkinder und als Verbreiter des Hexenglaubens ist die Kirche Teil des Problems. Sie kann – ja, sie muss! – aber auch Teil der Lösung sein. Hier handelt es sich um eine falsche Glaubensüberzeugung einer mehrheitlich christlichen Bevölkerung. Die Menschen in Nigeria handeln oft in der Überzeugung, Gott mit Hexerei-Anklagen einen Gefallen zu tun. Man müsste hingehen und als Bruder und Schwester im Glauben zusammen mit der Bevölkerung herausarbeiten, was die Bibel über Hexen und Dämonen sowie über Kinder zu sagen hat. Jesu Haltung zu Kindern ist eindeutig: »Lasst die Kinder zu mir kommen. Haltet sie nicht zurück! Denn das

Himmelreich gehört ihnen« (Matthäus 19,14). Und in Matthäus 18,3 steht: »Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nie ins Himmelreich kommen.« Jesus erhöht Kinder, lädt sie ein und macht sie den Erwachsenen zum Vorbild. Die Kirche – »wir« – halten mit der Bibel den Schlüssel in der Hand, um bei den Menschen in Nigeria den ersehnten Sinneswandel herbeizuführen.

»Und was schlägst du jetzt konkret vor?«, frage ich Bea.

»Du fährst nach Nigeria und schaust dir die Situation vor Ort an«, antwortet sie wie aus der Pistole geschossen.

Damit habe ich nicht gerechnet. »Warum ich? Warum nicht du oder wir beide gemeinsam?«

Bea seufzt. »Na, das liegt doch auf der Hand: Du hast Verwandte in Nigeria, die dir als Anlaufpunkt dienen können. Und du bist Single und hast keine Kinder. Was sollte ich denn in der Zeit mit meinen drei Mädchen machen?«

Es ist also beschlossene Sache.

Einige Tage später fahre ich zurück nach Deutschland und ... mache erst einmal nichts. Ein Umzug vom Rheinland nach Bayern steht an und eine vielversprechende Stelle beim Bundesnachrichtendienst wartet auf mich. Ins Innere der Pullacher Behörde zu gelangen und die Bundesrepublik vor Angriffen aus dem Ausland schützen – das wird eine Aufgabe sein, der ich mich mit ganzem Einsatz widmen kann! Das wird ein wohlinvestiertes Leben sein.

Aber schon nach einem Monat setzt Ernüchterung ein. Wie in Köln treffe ich auch hier auf verkrustete Strukturen. Aufregend? Fehlanzeige. Wichtig für Deutschland? Aus meiner Sicht nicht. Sachorientiert? Das Wort kennt für mein Gefühl dort kaum einer. Und ich beginne mich zu fragen: Ist es das jetzt? Ist das mein Auftrag? Das geduldige Ertragen boshafter Mobbingattacken und die Erledigung unsinniger Aufträge? Oder vergeude ich gerade mein

Leben? Erneut bete ich: »Herr, bitte schenk mir doch eine Aufgabe, oder soll es umsonst gewesen sein, dass du mich geschaffen hast?«

An Weihnachten 2015 habe ich wieder Kontakt zu Bea. »Mai, wie geht es dir?« Ich lade meinen ganzen Frust über die Arbeit bei ihr ab.

»Tut mir leid für dich«, sagte sie. »Weißt du, ich habe dem Leiter des Kinderheims geschrieben, das da in der Dokumentation porträtiert wurde. Er sagt, sie haben gerade nicht genug zu essen.«

Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. »Oh.« Nach einer längeren Pause sage ich: »Ich kann ja mal versuchen, mit meiner Verwandtschaft dort Kontakt aufzunehmen. Ich schaue mir auch das Heim an. Okay?«

Ich kann hören, wie zufrieden Bea jetzt ist. »Okay!«

In den folgenden Monaten kontaktiere ich mehrere Verwandte in Nigeria sowie den Leiter des Kinderheims in der Kleinstadt Eket im Bundesstaat Akwa Ibom. Überall scheine ich offene Türen einzurennen. »Ja, natürlich, komm! Wir haben schon auf dich gewartet!«

Während in meinem Büro die Arbeitsaufträge immer abstruser werden – *Bitte planen Sie den Betriebsausflug der Abteilung minutengenau in drei Varianten und nehmen Sie sich dafür zwei Wochen Zeit* –, beginne ich, mich mit den Reisevorbereitungen für das mir unbekannte Land und den mir unbekanntem Kontinent zu beschäftigen. Ich will auf der Reise herausfinden, ob sich die Situation seit 2009 geändert hat und ob dort überhaupt Hilfe gebraucht wird. Mein Plan sieht vor, nach meiner Rückkehr Pastoren und ganze Gemeinden dafür zu gewinnen, ihren Glaubensgeschwistern in Nigeria tatkräftige Hilfe zukommen zu lassen. Sicherlich würden sich viele Theologen begeistern lassen und sich mit mir auf den

Weg machen. Zu keinem Zeitpunkt sehe ich mich selbst vor Ort aktiv werden.

Afrika, das ist einfach nicht mein Ding. Lieber will ich in Deutschland ehrenamtlich tätig sein, am liebsten unter arabischsprachigen Christen und Flüchtlingen aus dem Nahen Osten. In meiner Freizeit lerne ich wie besessen Arabisch und bekritzele jeden noch so kleinen Schnipsel Papier mit den neuen Vokabeln in der neuen Schrift. So lassen sich auch nicht enden wollende Sitzungsmarathons unbeschadet überstehen. Und wer weiß? Vielleicht würde ich die neuen Sprachkenntnisse auch beruflich nutzen und beim Bundesnachrichtendienst Bedeutungsvolleres tun können, als Abteilungsausflüge vorzubereiten.

Auf nach Afrika

»Du? Nach Afrika?« Meine Familie starrt mich ungläubig an, als ich von meinen Plänen berichte. Meine Mutter hat in den Siebzigern drei Jahre lang Kindergärten an der Elfenbeinküste aufgebaut, meine kleine Schwester hat sich vor ihrem Afrikanistikstudium in der Entwicklungshilfe in Togo engagiert und in Nigeria beim Radio gearbeitet. Und mein Vater ist in Ikot Ntot geboren, einem Dorf in Akwa Ibom, Nigeria. Von Deutschland aus hat er mit mehreren Initiativen und Vereinen versucht, bildungspolitisch in seiner alten Heimat tätig zu werden. Kurzum: meine gesamte Familie ist Afrika-affin, bis auf mich. Ich habe zudem eine Insektenphobie. Außerdem habe ich Angst vor tropischen Krankheiten. Dies war unter anderem der Grund dafür, dass ich elf Jahre zuvor nicht zur Hochzeit meiner kleinen Schwester nach Togo gereist bin. Ich hatte

Angst, dass eine eventuelle Malariaerkrankung mir das Erste Juristische Staatsexamen zwei Monate später versauen könnte.

»Tja, hm, wollen tu ich ja auch nicht, aber ich war noch nie da und wenn ich da jetzt nicht mal hinfahre, mache ich es wahrscheinlich nie. Außerdem habe ich von Kindern gehört, die als Hexen verfolgt werden. Die würde ich gerne besuchen.« Keiner glaubt, dass ich tatsächlich reisen werde, bis ich am 1. August 2016 das Flugzeug besteige.

Am Tag des Abflugs steige ich nervlich am Ende ins Flugzeug. Kurz zuvor war ich noch strafversetzt worden, weil ich um mehr Arbeit gebeten hatte. »So was wie Sie können wir hier nicht brauchen. Tun Sie einfach das, was Ihnen befohlen wird. Auch, wenn es Nichtstun ist!« Diese Haltung, die mir signalisiert, dass es besser sei, ich würde nicht existieren, kenne ich zur Genüge. Aber ich weiß es besser: Gott hat einen Plan und eine Aufgabe für mich, ich habe sie nur noch nicht gefunden. Allerdings ermüdet es mich zusehends, den Stürmen, die von außen auf mich hereinbrechen, standhaft meinen mit göttlichen Zusagen gespickten Regenschirm entgegenzuhalten. Langsam muss doch etwas geschehen! »Herr, gebrauche mich!«

Meinem Kofferinhalt kann man meine Angst vor Malaria ansehen: Ein zur Sicherheit zweimal mit Insektenschutzmittel imprägniertes Moskitonetz, vier imprägnierte Strumpfhosen sowie funktionale, aber einfallslos designte Tropenbekleidung. Dazu einen dauerimprägnierten Schal und natürlich Anti-Moskito-Spray für all diejenigen Hautpartien, die man nicht mit Kleidung bedecken kann. Die Malariaphylaxe umklammere ich ganz fest mit beiden Händen.

Nigerias größte Stadt Lagos empfängt mich mit angenehmer Hitze, leckerem Essen, Strom und Wasser. Dass die letzten beiden

Dinge keineswegs selbstverständlich sind, werde ich noch früh genug herausfinden. Die Vielfalt der Farben, Menschen und Gerüche ist einfach atemberaubend. Stundenlang kann ich mir die Zeit damit vertreiben, Menschen zu beobachten: die Vielfalt der Stoffe kennt kein Ende. Beide Geschlechter kleiden sich mit natürlicher Eleganz und jede Person legt Wert auf ein möglichst individuelles Outfit, das den Charakter des Trägers am vorteilhaftesten unterstreicht. Ich komme aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Unnachahmlich ist auch die Art und Weise, wie Nigerianer es verstehen, sich durch den stets dichten Verkehr auf graziöse Art und Weise hindurchzuschlängeln. Viele tragen dabei auch noch schwere Lasten auf dem Kopf. Lagos ist eine der Städte, in denen selbst eine durch Stau ums Zehnfache verlängerte Fahrt nicht langweilig wird. Es gibt so viel zu sehen, zu hören, zu riechen! Straßenhändler bieten alles an, was man brauchen könnte. Klopapier, Zeitungen, Unterwäsche und sogar Haustiere! Was es in den Läden nicht gibt, findet man auf der Straße. Meine zum Zeitvertreib mitgeführten Bücher schlage ich kein einziges Mal auf, viel zu fasziniert bin ich von dem Treiben um mich herum.

In Nigeria ist Religion allgegenwärtig. Man kann grob sagen, dass in der Nordhälfte der Islam die vorherrschende Religion ist und in der Südhälfte vornehmlich Christen wohnen. Diese Aufteilung verschwimmt aber aufgrund der gestiegenen Mobilität immer mehr und ist im 22-Millionen-Einwohner-Moloch Lagos gänzlich aufgehoben. Zu sagen, an jeder Ecke befände sich eine Kirche oder Moschee, wäre eine maßlose Untertreibung. Vielmehr kann man sagen, dass sich circa alle zehn Meter ein Gotteshaus befindet.

Um auf sich aufmerksam zu machen, hat jede Kirche und jede Moschee, die etwas auf sich hält, Lautsprecher auf die Straße gerichtet. Durch diese Lautsprecher werden die Predigten, Gebets-

rufe, Chorstunden und Schriftauslegungen von Montag bis Sonntag in die Nachbarschaft getragen. Es kann gut sein, dass man spät-abends von der Nachtwache der Mount Zion Church in den Schlaf gesungen wird, nur um am nächsten Morgen mit dem ersten Muezzin-Ruf aus dem Bett zu fallen. In einigen wohlhabenden und neu errichteten Stadtteilen ist der Bau von Gotteshäusern verboten. Die Einwohner bezahlen diesen Luxus eines Plus an Ruhe mit hohen Miet- und Grundstückskosten. Ich empfinde die Geräuschkulisse als amüsant, insbesondere dann, wenn mal wieder eine der Vorsängerinnen den Ton nicht trifft. In praktischer Hinsicht ersetzt der Kirchenchor gleichzeitig das Radio, wenn mal wieder der Strom ausgefallen ist. Immer singt irgendwer irgendwo ein Lied und man kann lauthals einstimmen.

Privilegiert

Nach ein paar Tagen in Lagos bei Verwandten habe ich gelernt, wie man ohne Strom und ohne Wasser den Tag übersteht, und habe mir ein paar nützliche nigerianische Floskeln zugelegt. Nun geht es mit dem Flugzeug nach Uyo weiter, der Hauptstadt des Bundesstaates Akwa Ibom, wo sich das Kinderheim befindet, mit dem ich Kontakt aufgenommen habe. Mit dem Leiter des Heims habe ich über Facebook verabredet, eine Woche im Kinderheim zu verbringen. Ich soll die Kinder kennenlernen und dem Leiter helfen, den zum Erliegen gekommenen Dialog mit den lokalen Entscheidungsträgern wieder in Schwung zu bringen. Er erhofft sich, dass »den Weißen« – also mir – Türen geöffnet werden, die ihm bisher verschlossen geblieben sind.

Der Kolonialismus und der mit ihm einhergehende Rassismus haben die Menschen in Nigeria und in weiten Teilen Afrikas den Selbsthass gelehrt. Weiß ist gut, lautet das alles beherrschende Dogma. Und ein bisschen Weiß ist immer noch besser als Schwarz. Ein Bittsteller findet eher Gehör, wenn er eine irgend geartete Verbindung zu einer weißen Person nachweisen kann beziehungsweise von einer weißen Person auf seinem Bittgang begleitet wird. Durch seine hellhäutige Begleitung steigt er im Ansehen der Leute.

Dieser Realität begegnen 77 Prozent aller nigerianischen Frauen mit der regelmäßigen Verwendung von bleihaltigen Bleichcremes, die es selbst im kleinsten Dorfladen zu kaufen gibt. Die Cremes verleihen der Haut einen unansehnlichen Gelbton, indem sie die natürliche Struktur zerstören. Die Frauen nehmen in Kauf, sich zu entstellen, ihre Nieren langfristig zu schädigen und sich sogar nach und nach zu vergiften, nur damit sie dem Schönheitsideal »weiß« ein Stückchen näherkommen. Weiß ist in der Auffassung der Menschen gleichbedeutend mit Glück, Wohlstand und Fortschrittlichkeit.

Ich selbst habe mir zunächst die Zuschreibung *Weiß* verboten, denn ich verstehe mich eindeutig als Schwarze. Genauer gesagt: Ich bin Schwarze Deutsche. Schwarz bezeichnet in diesem Kontext nicht den eigentlichen Hautton eines Menschen, sondern steht als Selbstbezeichnung für alle Menschen afrikanischer Abstammung, die in der weißen Mehrheitsgesellschaft derselben ethnischen Gruppe zugeordnet werden und aufgrund dieser Exotisierung dieselben Rassismuserfahrungen gemacht haben. Daher benutze ich in diesem Zusammenhang immer das große S im Wort Schwarz.

Aber in Nigeria führt diese Erläuterung regelmäßig zu hysterischem Gelächter. »Du? Schwarz? Hahahaha, kommt her, Leu-

te, und seht euch diese Schwarze an!« Solche Szenarien lasse ich einige Male mit viel Bauchgrimmen über mich ergehen. Meine Erklärung, dass ich in Deutschland und in Europa nicht als weiß wahrgenommen werde, geht im allgemeinen Gejauchze unter.

Ich gebe auf und sehe ein: In Nigeria bin ich weiß. Ja, denn hier genieße ich mit meiner honiggoldglänzenden Haut wie aus braunem Zucker die Privilegien, die sonst auf der Welt nur weißen Menschen vorbehalten sind. Ich werde überall freundlich begrüßt und werde zuvorkommend behandelt, man achtet darauf, dass ich regelmäßige Mahlzeiten erhalte, weil mein »weißer« Körper angeblich nicht mit Hunger umgehen kann, anders als nigerianische Körper. Überall werde ich sofort zum *Chief*, Offizier oder sonst einer oberen Charge geführt, denn selbstverständlich kann man eine »weiße« Person nicht mit den niederen Rängen abspeisen.

Diese neue Hautfarbe wiegt auch schwerer als mein Geschlecht und mein relativ jugendliches Alter. Wo anderen jungen Menschen – insbesondere jungen Frauen – niemals Zutritt gewährt würde, erhalte ich ihn. Ich beobachte mich in dieser neuen Rolle wie von außen und empfinde dieses Privileg als abstoßend. Gleichzeitig nutze ich es aus, denn natürlich ist es mir recht, wenn ich beispielsweise nachts nach einer Veranstaltung Begleitschutz erhalte, während andere Frauen allein gehen müssen.

Einmal im Leben nicht als Bedrohung wahrgenommen zu werden wie in Deutschland, nicht aufgrund meiner Hautfarbe automatisch als ungebildet eingestuft zu werden und nicht beweisen zu müssen, dass ich genauso gebildet bin wie mein Gegenüber – das schafft Verhandlungsspielraum. Angenehm. Aber gleichzeitig auch erschreckend. Und ich begreife, dass es nicht ausreicht, sich seines Privilegs bewusst zu sein, vielmehr muss man dieses Privileg auch aktiv zurückweisen, damit alle eine faire Chance haben.

Schon im Anflug auf Uyo erkenne ich, wie grün und fruchtbar Akwa Ibom ist. Der Bundesstaat gleicht einem riesigen Regenwald. Auf der Autofahrt von Uyo nach Eket kann ich diesen grünen Reichtum aus der Nähe betrachten. Auch am Straßenrand wachsen überall Bananen, Kochbananen, Ananas und Palmfrüchte. Kein Haus ohne Garten, zu jeder Schule gehört eine Lehrplantage. Auf den Straßen ein geschäftiges Treiben. Mofa-Taxis, die berühmten Okadas, sausen zwischen Autos und Lastwagen hin und her, Frauen springen in letzter Sekunde auf die Seite und balancieren gleichzeitig große Körbe mit Brot und Snacks auf dem Kopf. Riesige Tanklaster bevölkern die Straßen und zeugen vom Ölreichtum der Region. Und überall Kinder, die fröhlich an der Hand ihrer Eltern hopsen. Dieser Ort soll nun das Zentrum der aktuellen Hexenjagden sein? Auf den ersten Blick lässt nichts darauf schließen.

Die Heimleiterin Frau Kent holt mich mit dem Taxi ab und wir fahren einmal quer durch die Stadt, bis in den an der Ausfallstraße gelegenen Außenbezirk Esit Eket. Auf einem großen, grasbewachsenen Schulhof kommen wir zum Stehen. Am anderen Ende des Hofes ertönt Geschrei und eine Gruppe Kinder quillt aus der Tür des lang gezogenen Bungalows. Die Kinder haben Plakate in der Hand und rufen laut »Willkommen, willkommen, Tante Maimouna!«, während sie hüpfend und tanzend auf das Auto zulaufen.

Ich steige aus und die Heimleiterin zischt mir zu: »Haben Sie etwas für sie? Etwas Süßes?« Verwirrt blicke ich sie an. Aber ja doch! Schokolinsen habe ich noch in letzter Sekunde gekauft und eingepackt. Ich ziehe die beiden Beutel aus dem Koffer und schon umringen mich die Kinder. Es sind circa dreißig Kinder, vom Säugling bis zum Teenager ist jede Altersklasse vertreten. Alle haben kurz geschorene Haare. Das ist zum einen sehr praktisch, wird aber auch vielen Schulen in Nigeria als verpflichtende Haartracht vor-

geschrieben. Doch auch erwachsene Nigerianer tragen den *Low Cut*, der als modern und sportiv gilt.

»Willkommen, willkommen, Tante Maimouna!«, skandieren die Kinder. Ich reiße einen Beutel auf und verteile Schokolinsenpäckchen an die Kinder, die alle artig vor mir knicksen beziehungsweise sich verbeugen und »Danke, Tante!« sagen. Ich fühle mich höchst unwohl und überwältigt. So hatte ich Afrika nie begegnen wollen: Die weiße Wohltäterin, die willkürlich Almosen an die ihr unbekannte hungrige Menge verteilt, die bewundernd zu ihr aufblickt. Aber in genau solch einer Szene stecke ich gerade und ich kann ihr nicht entfliehen.